

# Finale

## 2. O-Ton-Festival

«Über Facebook sind sie mit allen befreundet, aber im Zug suchen sie ein leeres Abteil.»

11. Klasse, Rudolf-Steiner-Schule Oberaargau, Langenthal, 1. Platz

«Kurz und prägnant» müssen O-Töne sein

Sofort von der Idee begeistert waren die drei Schülerinnen, als ihre Deutschlehrerin Monika Merkl den Vorschlag machte, am 2. «Bund»-O-Ton-Festival mitzumachen. Doch bald wurde sich das Trio Samantha Ebell, David Krotz und Debora Russo von der 11. Klasse der Rudolf-Steiner-Schule Oberaargau in Langenthal der Schwierigkeit bewusst, «die eigenen Erwartungen an einen inhaltlich anspruchsvollen O-Ton erfüllen zu können». Im gemeinsamen Brainstorming wurden Ideen gesammelt, verändert und verworfen. Das Arbeitsprojekt beschäftigte die Schülerinnen und Schüler auch zu Hause, wo sie an neuen Fassungen feilten und das Geschriebene wieder in der Klasse einbrachten und diskutierten.

Was macht denn nun einen guten O-Ton aus? «Er soll kurz und prägnant sein», meint David Krotz, «einer Sache ohne lange Erklärungen auf den Grund gehen und zum Nachdenken oder Schmunzeln anregen.» Die Oberstufen-Schülerinnen und Schüler schickten allerdings nicht nur einen O-Ton ein. «Wir haben uns für die aus unserer Sicht zehn besten O-Töne entschieden», sagt Debora Russo. Die Wahl der Jury kann Samantha Ebell nachvollziehen, «obwohl wir auch andere von unseren O-Tönen gut finden, speziell die politischeren». Den Siegern des 2. O-Ton-Festivals erweisen wir gerne den Gefallen und stellen noch einige weitere O-Töne aus ihrer Denk- und Schreibwerkstatt vor. Die Schweiz ist unter anderem auch Thema: «Wir Schweizer brauchen keine Freunde – wir haben Schokolade!» Auch der amerikanische Präsident war Gegenstand eines O-Tons: «Donald und Mike: Wärs doch nur ein Disney-Film». Pointiert kommt auch dieser Vorschlag daher: «Ich helfe gerne! Was krieg ich dafür?» Was wir von der «Bund»-Redaktion bekommen haben? Etliche O-Töne, die das Zeug zu geflügelten Worten haben! (lex)



Gehör für O-Töne: Debora Russo, David Krotz und Samantha Ebell. Foto: zvg



Bern geht in kleinen, überschaubaren Schritten vorwärts: Begrünung beim Post-Parc. Foto: Adrian Moser

**Baustelle** Reden wir über den Traum von der vertikalen Begrünung und der Rückkehr der Natur in die Stadt. Nathalie Ritter

## Verordnetes Grün

Die aktuelle Stadtentwicklung hat ihr besonderes Augenmerk auf die Verbindung von Natur und Architektur geworfen. Urbanes Stadtleben und die Liebe zur Natur sind keine Gegensätze mehr. Dazu werden weltweit architektonische Versuche mit dem Ziel initiiert, Städte «natürlicher und grüner» zu machen.

Die Widersprüchlichkeit zwischen kontrollierter Architekturgestaltung und der Sehnsucht nach Naturverbundenheit scheint fast überwunden. Architektur lebt aber von Widersprüchlichkeiten und entwickelt daraus Visionen und Utopien. Mit architektonischen Experimenten versuchen progressive Architekten, Mensch und Natur wieder zu verbinden.

Bern geht in dieser Thematik in kleinen, überschaubaren Schritten vorwärts, sei es mit der vertikalen Begrünung beim Post-Parc oder mit der übereinandergeschichteten begrünten Architektur in Form des Garden Towers in Wabern. Eingebettet in kontrollierte Architektur, bieten Bepflanzungen solcher Art einen eher optischen

Aspekt, der sich kaum aus dem Dekorativen lösen kann.

Die ungeordnete oder gar unkontrollierte Begrünung hat in der strengen, begrenzten Stadtarchitektur nur spärlich Platz. Die unsichtbar gezogene Grenze zwischen urbanem Raum und wuchernder Natur verschiebt sich kaum. Das Nutzen und Benutzen von Grünflächen wird «verordnet» und hat eine geringe Wirkung auf die Stadtbewohner und ihr Umfeld. So bleibt die Sehnsucht nach dem Haus mit Garten, welches unsere Naturverbundenheit symbolisiert, der ultimative Wunschtraum vieler Menschen.

### Städteplanerisches Zeichen

Eingebettete Freiflächen ohne Form und Raster würden den Stadtbewohnern und dem städtischen Klima direkt und unmittelbar nutzen. Selbstverständlich kann in der Stadt der Natur nicht ungehindert Raum gelassen werden. Zu viele Faktoren und Interessen würden sich störend gegenüberstellen. Hier sind die Englischen Anlagen

in einigen Punkten eine Ausnahme: eine kleine, grüne Oase mit Waldcharakter in unmittelbarer Nachbarschaft zur strengen Ordnung der Altstadt als einzigartige Naherholung mitten in der Stadt.

Bern hat mit der Überdachung des Bahnhofplatzes oder der Schaffung des Bundesplatzes, welcher 2006 mit dem vom American Institute of Architects verliehenen Honor Award for Urban Design ausgezeichnet wurde, ein städteplanerisches Zeichen gesetzt. Für das «begrünte Bauen» sind städteplanerische Kapazitäten vorhanden und in der aktuellen Stadtplanung nicht nur in Form von Bäumen umsetzbar. Gerade auch in den Plänen für die Neugestaltung des Bubenbergs und für die Umgestaltung des Hirschengrabens wäre ein visionärer Ansatz möglich.

### Strenge und Triebhaftigkeit

Der Druck auf die Innenstädte und damit auf die Stadtplaner und Gestalter wächst mit jedem Zentimeter, der verdichtet und den Bewohnern verordnet wird. Rabatten, Hauswände, Innen-

höfe und Dächer zu begrünen und ein angenehmes Klima zu schaffen, wird wichtiger. Doch der Begrünung etwas freien Lauf zu lassen, heisst auch: Kontrolle aufzugeben. Natur lässt sich eben schwer bändigen.

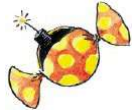
Zu dieser Sorge der Stadtplaner, Architekten und Behörden hat sich bereits der Basler Architekt Hannes Meyer (1889-1954) geäußert; er war zwischen 1928 und 1930 Direktor am Staatlichen Bauhaus in Dessau und entwarf von 1919-1921 den bedeutendsten Siedlungsbau der Schweiz, die Wohnsiedlung Freidorf in Muttenz. Meyer sprach vom «ewigen Kampf zwischen der gemessenen Strenge menschlicher Behausung und der wuchernden Freiheit triebhafter Pflanzenlebens» – ein kritisch-ironischer Hinweis, dass zu viel Natur auf unsere Herkunft hinweist.

Nathalie Ritter ist promovierte Kunst- und Architekturhistorikerin und neu Mitglied des «Baustelle»-Kolumnistentteams. Sie lebt in Biel.

## Bonbons & Granaten Güzin Kar

# Flüchtlingsbunker, all-inclusive

Es hat mal wieder einer im Flüchtlingsheim übernachtet und darüber geschrieben. Er ist nicht der Erste. Vor ihm



stiegen welche in einen Asylbunker und blieben eine Woche dort. Oder zwei. Schlechtes Essen, schlechte Betten und Zähne, kein Tageslicht. Dinge, die man

auch weiss, ohne dass sie einer für uns austestet, da die Flüchtlinge selber oft genug darüber klagen. Aber in korrektem Deutsch und von einem wie unserigen vorgetragen, wirken die Erlebnisse halt glaubwürdiger, weshalb in regelmässigen Abständen ein Unerschrockener das Experiment von neuem wagt.

Sind Flüchtlinge gerade nicht aktuell, verkleidet man sich auch gern als Angehöriger einer anders bemitleidenswerten Spezies. Man steigt in den Fatsuit

oder lässt sich grau und faltig schminken, um einen Tag als Adipöser oder Gebrechlicher durch die Welt zu gehen, und im Zuge jeder Burka-Debatte wirft sich eine ganze Praktikantinnengeneration in Bettlaken, um die Diskriminierung verschleierter Frauen nachzuempfinden und diese hernach in aufwühlenden Erfahrungsberichten zu Papier und zu Blog zu bringen. Ui, ich wurde von Fremden geduzt! Hach, was fühlte ich mich entweiblicht. Mein Schleier verfang sich im Gartenzaun, und keiner half.

Wellnesstempel und Fastenkuren waren gestern, heute spürt sich die privilegierte Kaste gern im leichten Grusel des Randgruppenadeseins. Hört, hört! Ich habe meinen Hipster-Loft probeweise gegen eine Sozialwohnung getauscht und mich von drei Franken pro Tag ernährt. Marginalisierte Lebensformen als Robinson-Spielplatz für gelangweilte Schreibtischarbeiter. Wer wissen will, wie es einem Flüchtling,

Dicken, Alten, einer Verschleierten geht, könnte einem von ihnen Gehör und der Erzählung Glauben schenken.

Aber offenbar gilt Diskriminierung so lange als Gerücht, solange sie nicht durch einen glaubwürdigen Bericht-erstatler verifiziert wurde. Glaubwürdig ist demnach jemand, der nicht wirklich betroffen ist, sondern nur so tut als ob. Ein politisch neutraler Erlebnisorientierter, der Urlaub macht im anderen Leben, ein temporär Aussätziger, der aber ohne dieses lästige Opfergebaren auskommt, das die dauerhaft Benachteiligten so an sich haben.

Aber was sollen diese Wallraff-Nummern im Playmobil-Format zutage fördern? Oder geht es gar nicht um Aufklärung, sondern um pure Unterhaltung? Unterhaltung für wen? Flüchtlinge sorgen sich neben dem schlechten Essen und dem kaputten Töggelkasten vor allem um ihre ungewisse Zukunft. Existenzangst ist aber nichts, was sich

herstellen lässt, indem man sich einen Monat lang wie ein Flüchtling aufführt. Es ist zynisch, zu glauben, das tiefe Sicherheitsgefühl, das alle begleitet, die sich ihrer Existenz nie vergewissern müssen, sei eine Art Schlacke, die man durch gezieltes Sozialfasten aus dem eigenen Leben ausleiten könne, um sich mal ganz anders zu fühlen.

Ein Tag als Dicker wird nie reichen, um zu wissen, wie sich jahre- bis jahrzehntelange hämische Blicke und Bemerkungen in die eigenen Knochen bohren. Denn egal, wie realitätsnah sich jemand als Marginalisierter verkleidet, er kann jederzeit aus seiner selbst gewählten Rolle aussteigen. Er kann sich abends seines Fatsuits, seines Schnurrbartes, Schleiers oder Rollstuhls entledigen und ist wieder der, der er vorher war, während diese Gewissheit den wirklich Benachteiligten fehlt. Diese Gewissheit entlarvt die behauptete Überlebenswoche als Pyjamaparty.

## Tagestipp Konstantin Wecker



### Poesie ist für ihn Widerstand

Genug kann immer noch nicht genügen: Seit über vier Jahrzehnten ist der Bayer Konstantin Wecker einer der bedeutendsten Liedermacher im deutschsprachigen Raum. Zu seinem 70. Geburtstag hat er sich nun selbst beschenkt und eine opulent arrangierte Geburtstagsedition unter dem Titel «Poesie und Widerstand» aufgenommen. Jetzt ist er mit seiner musikalischen (Zwischen-) Bilanz unterwegs auf einer ausgedehnten Jubiläumstour. (klb)

Montag, 19 Uhr, Kursaal Bern.